

Historische Weihnachten in Amerika.

Blättern wir in Buche der Weltgeschichte nach, so stoßen wir nur auf wenige wichtige Ereignisse, die sich in der Weihnachtszeit zutragen. Noch kleiner wird die Zahl, wenn wir die Grenze enger ziehen, und die historischen Weihnachten ins Auge fassen, die im Lande des Sternennamers ihre Erscheinung machten. Und doch gibt es deren, ja schon in der Entdeckungsgeschichte des gewaltigen Erdtheils spielt ein Weihnachtstag eine Rolle. Das trug sich folgendermaßen zu:

Am Weihnachtabend 1492 fuhr die Caravelle Santa Maria in Begleitung der kleinen Nina langsam ostwärts die Küste der Insel entlang, die Columbus Hispaniola (heut Haiti) getauft. Eine schwarze Brise wehte von der Küste her, kaum kräftig genug, die Segel zu füllten. Es war gegen Mittag. Columbus, der die ganze Nacht vorher gewacht, begab sich zur Ruhe. Der Steuermann und nach und nach die ganze Mannschaft folgte seinem Beispiel, so daß die Führung schließlich in den Händen eines Schiffsjungen blieb. Dieser hörte nicht auf das Geräusch der Brandung, die das Schiff immer näher zur Küste zog. Erst als das Fahrzeug aufbrach, ermaßte er aus seinem Halbschlummer. Auf sein Geschrei stürzte Columbus herbei, dann folgte erschrocken die Mannschaft, die durch Vernachlässigung ihrer Pflicht den Schiffbruch verursacht hatte.

Etwa eine Meile entfernt lag die Küste. Sie kam jedoch zu spät zum Haltmachen der Santa Maria, und Columbus blieb nichts anderes übrig, als auf ihr Zuflucht zu suchen. Einige Tage zuvor hatte er erfahren, daß sich in der Nähe ein Dorf befand, in dem Guacanagari, ein Häuptling der Eingeborenen, lebte. Ihn sprach er

an dem Tage gegenseitig befehlte u. f. w. Die Einladung, an Bord der Mayflower zu kommen, wurde freudig angenommen. Der Sachem der Wampanoag an jener Stelle war Massasoit.

Als die Pilgrime landeten, befanden sich nur wenige Hüften an dem Punkte, aber zum Glück der kleinen Kolonie, die nur aus hundert und zwei Seelen — Männer, Frauen und Kinder — bestand, herrschte der Häuptling Massasoit dort. Er war ein edler Charakter, ein Indianer, wie sonst nur in Romanen vorkommt, ehrlich, mildherzig und friedliebend. Am Christtag Morgen — es war ein herrlicher klarer Tag — kam er, von zwei Squaws und sechs Knaben und Mädchen begleitet, an Bord. Jedes Kind trug einen kleinen Korb, in dem sich Nüsse und Wintergrünbeeren befanden, die sie den englischen Kindern mit der dem Indianer eigenthümlichen Grazie überreichten.

Indianische Gäste.

Die englischen Kinder waren in einer Reihe aufgestellt, und der Dolmetscher hatte sie gelehrt, auf indianisch „es freut mich auch zu sehen“, „willkommen“ und „lebenswohl“ zu sagen. Die Kinder gaben sich die Hände und tauschen ihre Geschenke aus. Die englischen Kinder schenken ihren Gästen keine Bleckbeimer, die Kuchen, Mandeln, Rosinen, einige neue englische Pennies, ein Horn und eine Trommel enthielten. Die Mütter schmückten Hals, Hand- und Fußgelenke der Kinder mit Perlenketten, worüber sie sich ganz besonders freuten.

Die indianischen Gäste besaßen sich alles auf dem Schiff und stellten unzählige Fragen. Als es zum Abschied ging, legte der gute Kellner einem jeden Kind die Hand auf das Haupt und sprach ein kurzes Gebet. Während dies vor sich ging, bestellten die Squaws die Mütter um Perlen an,



Pilgrime der Mayflower an der Mahahusetts-Bucht.

drangen Nachts in die Dörfer ein. Der linde Frühlingshauch machte sich erst gegen Ende Mai bemerkbar. Nun stellte es sich heraus, daß die Reben und die Obstbäume erstarren waren, sie schlugen nicht wieder aus. Verzweiflung ergriff die Winzer und Obstbauer. Fünfzehntausend Menschen, eine für die damalige Zeit und ihre Verhältnisse unerbittlich große Zahl, griffen zum Wanderstab und zogen den Rhein hinab, um sich eine neue Heimath zu suchen.

So sonderbar es klingen mag: die Emigranten hatten kein festes Reiseziel, sie vertrauten englischer Hilfe. Zwei Jahre zuvor war ein pfälzischer Pastor, Josua Hoderthal mit einigen hundert Personen seiner Gemeinde nach England gegangen und von der Königin freigebig unterstützt worden. Man hatte sie gratis nach Amerika überführt und ihnen am Hudsonstrom oberhalb New Yorks Nieder angeordnet; dort begründeten sie „Neuburg“, das heutzutage hübsch gelegene „Reidburgh“. Der Bericht von diesem Besuche und der freundlichen englischen Aufnahme war in der Pfalz und im Odenwald rasch weiterverbreitet worden. In der That erhielt denn auch der englische Gesandte im Haag den Auftrag, „etwache“ arme Pfälzer, die sich gemeldet hätten und noch melden möchten, nach London überzuführen. Man hatte vielleicht auf hundert und einige gerechnet; aber anstatt der „etwachen“ erschienen Tausende und Aberlaufende und immer neue bedürftige deutsche Landesfinder zeigten sich, der Strom nahm ungeahnte Ausdehnung an und schien gar nicht versiegen zu wollen.

Die Königin und ihr Rathgeber erschrauten. Sie hatten, was sie thun konnten, Königin Anna wies aus ihrer Privatschatulle große Geldsummen an und in den Kirchen wurde für die „poor Palatines“ (die armen Pfälzer) gesammelt, aber das genügte kaum. Man ließ die Auswanderer auf der „schwarzen Haide“ bei London ein Lager beziehen und brachte System in die Verpflegung, sahte aber keinen raschen und bestimmten Entschluß, um sie in eine der englischen Kolonien zu befördern. Von den jungen Burken ließen sich Einige für die Flotte anwerben, und von den jungen Mädchen traten mehrere als Magde in Dienst. Ein paar Tausend wurden in Irland sechsst gemacht, man schickte ihnen Obedienzbriefe und wählte solche Pfälzer aus, welche sich auf die Leinwanderei verstanden. Später dieser deutschen Kolonisation Irlands haben sich noch lange erhalten. In der Gegend, wo damals die Pfälzer in Irland Unterstift fanden, sollen heute noch blondhaarige Bewohner die Mehrheit bilden.

Aber trotzdem blieben noch mehrere Tausende übrig, und in England begann man über die „Invasion“ der Pfälzer zu murren, die so viel Geld kosteten. Zufällig war gerade eine Gesandtschaft der Mohawt-Indianer in London erschienen, denen man das Lager der Pfälzer, die das Gespräch des Tages bildeten, zeigte. Erlaucht trugen die Rothhäute, was die armen Leute suchten, und was ihnen fehlte. Und als man ihnen erwiderte, diese Pfälzer hätten kein Land, entgegnete die Indianer lachend, sie sollten doch zu ihnen an den Mohawtstrom kommen, dort könnten sie so viel Land, als sie wünschten, erhalten. Die Nachricht von diesem indianischen Versprechen wurde mit mancherlei Ausschmückung unter den Ausgewanderten rasch verbreitet. Man hat an der Wahrheit dieser Erzählung oft gezweifelt; aber die späteren Thatfachen haben dem Indianer recht gegeben. Als nun gar bald darauf die schwarzen Boden unter den Pfälzern austraten und mehrere Hundert wegrasteten, entschloß sich die englische Regierung endlich zum Handeln. Ueber 800 wurden nach Carolina verführt, mehrere Hundert zerstreuten sich, der Rest von gegen 3000 wurde auf allen englischen Kriegsschiffen schleunigst nach New York geschafft.

In der Zwangskolonie.

Die große Tragödie fand hiermit noch kein Ende. Auf den schlecht gelüfteten und gar nicht gereinigten alten Fahrzeugen brach das Schiffsfieber unter den ungenügend verpflegten Auswanderern aus; über zwanzig Prozent starben und wurden in's Meer verjett. Im Hafen von New York erlagen noch an Zweihundert. Die überlebenden Zweitausend brachte man an den Hudson, damit sie dort für die englische Flotte bereitstellen. Aber das gefiel den Leuten nicht recht; auch verstanden es die Meisten nicht, wie Theater zu machen sei, es fehlte an Werkmeistern, und der Wald, in dem man sie ansiedelte, enthielt

nig oder gar keine „Iberischen“. Die englische Verwaltung hatte sich wieder einmal blamiert.

Nach kaum zwei Jahren brach offene Empörung unter den mißhandeltesten armen Leuten aus, die nur auf eine Gelegenheit lauernten, um sich der englischen harten Hand und der Zwangskolonisation am Hudson zu entziehen. Ein junger Pfälzer, der sich zu den Indianern begeben hatte, soll die Mohawks dann an das Versprechen erinnert haben, das diese auf der „schwarzen Haide“ bei London gegeben hatten. Beziehungen wurden jedenfalls zwischen den Deutschen und den Rothhäuten angeknüpft, und als in der Zwangskolonie das Gerücht verbreitet wurde, die Regierung habe beschlossen, die „Palatines“ auf dem Strassensmarkt zu New York meistbietend zu verkaufen, war kein Halten mehr. Obwohl es ein harter Winter war und der Schnee fußhoch, in den Thälern meterhoch lag, zogen die Deutschen, wahrscheinlich über hunderttausend Menschen, in die Wildnis hinaus, um ihre Freiheit zu retten und der grausamen Herrschaft der Engländer zu entgehen.

Der Schöharriettsfluß, der in den Mohawk, den großen Nebenstrom des Hudsons, mündet, zieht in ziemlich geradem Laufe durch ein theilweise von hohen Felsbänken umäumtes, äußerst fruchtbares, damals völlig unbewohntes Thal, das heutzutage von gegen 40,000 Menschen bevölkert wird. Der Schnee lag, wie schon gesagt, hoch; aber die heißen Ufer hielten die Kälte einigermaßen ab und gewährten Schutz vor den eiligen Winden. Den Nachmittags in's Thal, der nicht leicht zu finden ist, hatten die Indianer den Pfälzern gezeigt. Die erste Kolonie der Flüchtlinge trat gerade um die Weihnachtszeit im Schöharriethal ein, und ein traurigeres Weihnachtsfest ist wohl selten begangen worden.

Im Schöharrietts-Thal.

In langem, wunderlichem Zuge, mit Habseligkeiten aller Art beladen, trafen die Heimatlosen dort ein. Die jungen Männer bahnten den Weg, die Mütter schlepten ihre Kinder, und oft mußte Halt gemacht werden, da die Erschöpfung zu groß war. Endlich war das Ziel erreicht, und nun ging man darn, Lagerstätten im Urwald, in der Winterhölle, zu errichten. An Noos war kein Mangel, und Nistenzweige, in Massen aufgeschafft, wechelten die Kälte etwas ab; doch ist kein Zweifel, daß Alle dort in den Weihnachtstagen verdorben und umgekommen wären, hätten ihnen die Indianer nicht beigehtanden. Die Mohawks betrachteten die „Landlosen“ als ihre Schutzsohnen, sie brachten ihnen von ihren Maisvorräthen und zeigten ihnen die Plätze, von denen aus sie das reichlich vorhandene Wild belauern konnten. Was Gott im Korn zu Adam sagte, „Du sollst die Früchte des Feldes essen“, so heißt es in einer alten Chronik, die uns erhalten worden ist, das ward in Gnade an ihnen erfüllt.

Gleich in der Weihnachtswoche wurden vier Kinder geboren, deren Namen überliefert worden sind: Johannes Erhart, Wilhelm Bouch, Katharine Mathes und Elisabeth Bauer. Die Indianer schenkten den armen Wöchnerinnen Felle und Pelze, um ihre Blöße zu bedecken, und keines der Kinder oder der Mütter starb. Eine Thatfache ist es, daß die Rothhäute die einfachen, biederen Menschen, die dort im Wintergraus ihre gewohnten Weihnachtstriebe fangen, förmlich lieb gewannen. Sie gingen vielfach bei ihnen aus und ein, und als der milde Lenzbau durch die Waldungen zog, unterrichteten sie sie über die Dertlichkeiten, wo ebhore Wurzeln zu finden waren. Ein verlassenes Ales Indianerlager wurde mit einem Schffel Weizen besät, den Lambert Sternberg fünf deutsche Meilen weit auf seinem Rücken trug, er hatte ihn in der nächsten holländischen Ansiedlung gekauft. Dieser eine Schffel ergab als Erntertrag 83 Schffel.

Trotz aller gemeinschaftlichen Anstrengungen konnten die Deutschen im ersten Jahre nur so viel Land bebauen, daß sie Korn genug für den folgenden Winter hatten; aber wenigstens hatten sie ihre Hütten für die nächste kalte Jahreszeit schon wohnlicher und wärmer eingerichtet. An deren Festhalten, so erzählt man aus jenen ersten Jahren, hielten die Indianer gerne bei ihren deutschfreundlichen ein und erlabten sich am Genuß des frischen Brodes und der Kuchen, welche die Hausfrauen nach deutscher Art zu backen pflegten. Die sieben Dörfer, welche die Kolonisten errichteten, waren meist nach ihren selbstgewählten Führern benannt und hat-

ten nach süddeutscher Art jedes eine einzige Straße.

Die Pfälzer im Schöharriethal geblieben nach den ersten Lebensjahren vorzüglich. Die indianische Freundschaft ging erst 40 Jahre später in die Brüche, als habgierige Schotten und allzu betriebame Hunter die bronzerfarbigen Wilden ausnutzten und bestroten. In dem mächtig dahinströmenden Strom des amerikanischen Lebens ist das Deutschthum dieser Dörfer hundert Jahre später allmählig untergegangen; aber auf den alten Kirchhöfen der Dörfer und Städte am Mohawt und Schöharrie kann man heute noch meist deutsche Namen lesen, die uns an diese deutsche Robinsonade in der Wildnis, an das erste deutsche Weihnachtsfest im Urwald erinnern.

Washington am Delaware.

Ein historisches Weihnachtsfest, das sich dem Gedächtniß jedes amerikanischen Kindes eingepägt hat, sei es in der Geschichtsstunde, oder durch einen Delirium, oder einen Kupperfisch, brach auch heute noch in manchem Hause nicht feiert, ist: Washington den Delaware kreuzend, Weihnachten 1776.

Es war am Vorabend der Schlacht von Trenton. Die Kontinentaltruppen waren im Glauben, das Revolutionsheer würde die Waffen ruhen lassen, um Weihnachten zu feiern. Washington hatte es aber anders beschlossen. Er lud seine kleine Armee in Boote und kreuzte den Delaware.

Am Abend des 24. begab er sich in das Hauptquartier des Generalmajors Greene. Hier wurde nochmals Kriegsrath gehalten. Es wurde beschlossen, an drei verschiedenen Stellen über den Fluß zu gehen. Die Division Cadwalader sollte Bordentown angreifen, eine zweite sollte zur Trenton-Fähre übergehen, um möglichst den holländischen Truppen jeden Rückzug abzuschneiden. Washington selbst wollte mit der dritten Division direkt die Besatzung von Trenton überfallen.



Das Fahrhaus am Delaware bei Trenton. Noch heute erhalten.

Die Weihnachtsnacht wurde für die Ueberfahrt auf dem Delaware bestimmt. Kälte hatte seit dem 20. Dezember eingekehrt, und mächtige Eisschollen trieben auf dem Fluße. Die Strömung war schnell und gefährlich, das Weiter so langsam und schneidend kalt. Sobald sich der Schatten der Nacht herabsenkte, marschirten die Truppen an den Fluß. General Washington, zu Pferd, beobachtete eifrig die abfahrenden Boote und rief all den schwandelnden Fahrzeugen ein glückliches Weihnachten nach.

Aufgestautes Eis war an beiden Ufern den Booten hinderlich, so daß die Ueberfahrt nur langsam vor sich ging. Ein schwerer Sturm, begleitet von Schnee und Hagel, setzte von Nordosten ein. Die bis auf die Haut nassen Soldaten schüttelten sich vor Kälte. Besondere Schwierigkeiten machte das Uebergehen von Pferden und Artillerie. Waren unter Hauptmann John Clovers Regiment nicht schiffbrüchige Leute aus Marblehead, Mass., gewesen, die Expedition würde gescheitert sein.

Nachdem Stephens Brigade das linke Ufer erreicht hatte und eine Wachpostenlinie am Lande gebildet, fuhr Washington mit seinen Offizieren zur New Jersey Küste. Seine Umgebung war in gebrochener Stimmung und feiner schien einer siegreichen Zukunft entgegen zu sehen. Als dies Washington bemerkte, trat er heraus aus seiner gewohnheitsmäßigen Zurückgehaltetheit, und frug scherzend Hauptmann Anor auf dessen Koffen, welchen Theil der Widerwilligkeiten er beabsichtige einer gewissen Dame, von englischer Gesinnung, die der galante Hauptmann bewunderte, als Weihnachtsangebinde zu schicken.

Dieser kleine Scherz zur rechten Zeit führte zu einem Umschlag der Stimmung. Die Gedanken so mancher Offiziers flogen zur eigenen Angebeteten und im Geiste tauchte der warme Empfang auf, der ihnen zuteil werden würde, wenn sie als Sieger von Trenton heimkehrten.

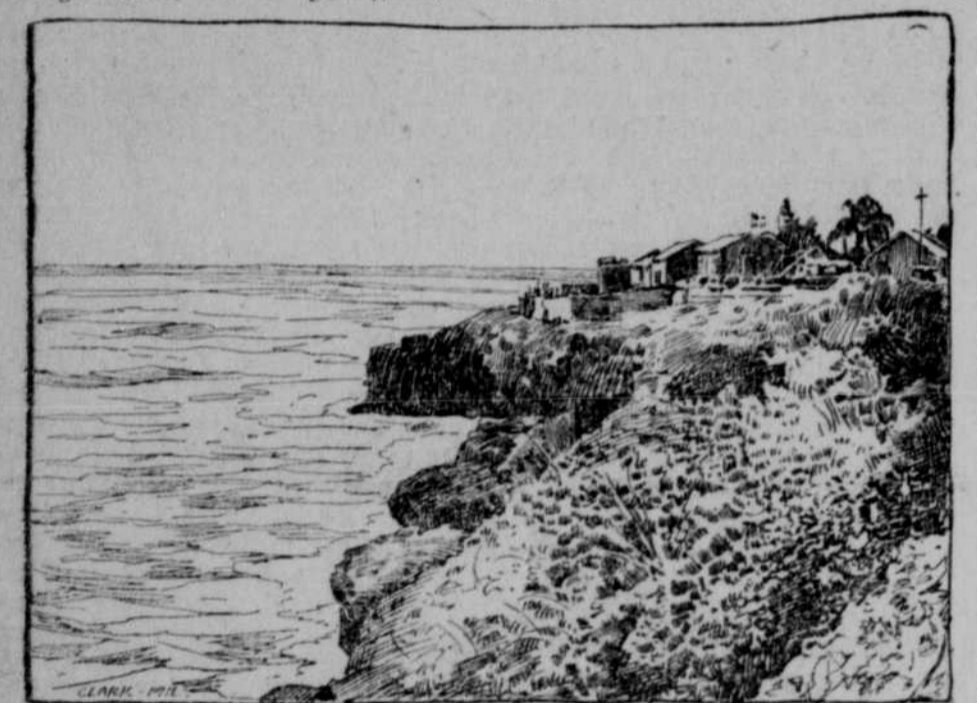
Man hatte gehofft, daß vor Mitternacht die Ueberfahrt zu Stande kommen würde — der Fluß war knapp 1000 Fuß breit — aber es wurde drei Uhr Nachts, ehe der letzte Mann das gegenüberliegende Ufer erreichte. Dann begann ein ermüdender Marsch durch Kälte und Hagel. Befehle waren erteilt, so lautlos wie möglich zu marschiren, und das Lösungswort „Sieg oder Tod“ vor Augen zu haben. Endlich brach ein toller freudvoller

Morgen an. Stattdes lag auf der Straße, und man kam nur langsam vorwärts. Mangelnde Winterkleidung machte den Zustand der Mannschaft zu einem bemitleidenswerthen. Schwermüde ging es an einamen Farmhäusern vorüber und durch die Hüder und Eichenwälder den Fluß entlang bis Birmingham, vier Meilen vom Landungsplatz entfernt. Hier hielt Washington einige Augenblicke und nahm, ohne vom Pferde zu steigen, die Gassfreundschaft von Benjamin Moore für einen tagen Ambiß in Anspruch. Die Kolonne nahm hastig eine Maßzeit ein. Als der Befehl zum Aufbruch gegeben wurde, war eine große Zahl Soldaten auf der Landstraße eingeschlagen. Mit Mühe gelang es, sie zu wecken. Die Kolonne theilte sich nun in zwei Divisionen, die in verschiedenen Richtungen gegen Trenton marschirten.

Beide Strecken waren gleich lang. Es war ein Marsch von vier bis fünf Meilen. Als beide Kolonnen die Hälfte des Weges zurückgelegt, brach der Tag an. Der Plan war gelungen. Washington hatte richtig geredet, die Folge der nächtlichen Ueberfahrt war der Angriff auf Kahl, der zu dem geschichtlich betannten Sieg der Amerikaner führte.

Washingtons Tapferkeit hatte die Sache der Amerikaner gerettet. War es ihm bisher schwer gelungen, Restruen anzuwerben, der süße Handstreich führte ihm laufende Freiwillige zu. Die Thatkraft der Kolonisten war seit einiger Zeit gesunken, und der Weihnachtstag vor der Schlacht bei Trenton war einer der trübsten in der Geschichte der Vereinten Staaten.

Auch das vorhergehende Weihnachtsfest war ein trostloses gewesen. Gerade hatte die amerikanische Revolution begonnen, und Washington und seine Getreuen konnten nicht ahnen, welche freudige Bescherung ihnen im nächsten Jahre zuteil werden würde. Weihnachten 1777 stand dann die



Nordküste von Haiti.—Die Stelle, wo Columbus Weihnachten 1492 scheiterte.

um Hilfe an. Die Eingeborenen, die die Spanier für überirdische Wesen hielten, zeigten sich freundlich und unterwürfig. Der Häuptling sandte Leute und eifrig wurde mit ihnen während des Restes des Tages gearbeitet. Die Ladung wurde glücklich ans Land gebracht und das gestrandete Schiff in verhältnismäßiger Sicherheit. So verbrachten die ersten weißen Männer, die den Fuß auf den amerikanischen Erdtheil setzten, ihre ersten Weihnachten damit, sich aus einem Schiffbruch zu retten. Kein vielversprechender Anfang.

Das erste Christfest.

Das erste Weihnachtsfest, das auf amerikanischem Boden gefeiert wurde, fiel in das Jahr 1620. Kurz vor Weihnachten dieses Jahres war ein Häuflein gläubensstarker Männer und Frauen an der wintertlich unwirtlichen Küste von Massachusetts gelandet. Mit Sehnüchtheit hatten die Pilgerwälder von der Mayflower aus, als das Ende der Reise näher, nach Land ausging. Sie hofften das Christfest auf festem Lande feiern zu können. Aber die Weiße ging langsam von Statten als man erwartete hatte, und es war am Tage vor Weihnachten, als die Mayflower schließlich den Hafen von Plymouth erreichte und dort vor Anker ging.

Als das Fahrzeug den Hafen hinaufgelogte, herrschte an Bord ein reges Beden und Treiben. Die Mütter waren geschäftig, die Vorbereitungen für das Fest zu treffen. Da man wußte, daß die Indianer eine Vorliebe für Perlen hatten, besand sich ein großer Vorrath an Bord, der zu Geschenken für die Indianer bestimmt war. Die Frauen und Kinder zogen sie auf Fäden und machten daraus Halsketten, Armbänder, Ketten für die Fußgelenke und so weiter. Auch für Epheu, Zweige der Stechpalme (Holly), Perlschnur und Immortellen hatte man gesorgt, damit man in der neuen Heimath die Blodhütten damit schmücken und ihnen so gleich ein heimisches Aussehen geben könne.

Sobald die Mayflower vor Anker gegangen war, stiegen der Gemeinbewohler Brewster, sein Dolmetscher und so viele Pilgerwälder und Mütter in das kleine Boot, als es fassen konnte und ließen sich an Land setzen, um die Vorbereitungen für die Errichtung ihrer Rabinen zu treffen und die Squaws und Kinder zu besuchen. Der Dolmetscher erklärte den Indianern so gut als möglich, was das Christfest für eine Bedeutung habe, daß man sich

welche ihnen bereitwillig gegeben wurden, und außerdem schmückten sie die Squaws mit Kränzen aus Epheu. Die Einladung, an dem Festmahle theilzunehmen, sahlag Massasoit mit der Bemerkung aus, daß seine Leute nicht mit Messer und Gabel umzugehen verständen. „Aber“, fügte er hinzu, „essen wir nur, wenn wir hungrig sind, und dazu steht die Sonne noch viel zu hoch.“

Als die Gesellschaft schließlich in ihren Canoes davonruderte, bliesen die Kinder auf den Hörnern und schlugen die Trommeln. Hieraus bereiteten die Mütter das Festmahle, und auf den schön geschmückten Tisch wurden Pflumpuding, Stachelbeertörtchen, Rosenkohl, gesalzener Fisch und geräucherter Speck — ein unter den Umständen gewiß reiches Festmahle, aufgetragen. Den Pflumpudding hatten sie von England mit gebracht, wo es noch jetzt Sitte ist, um die Weihnachtszeit mehrere dieser Puddings zu bereiten, und sie in festgeschlossenen Blechgefäßen, die an der Wand der Küche aufgehängt werden, aufzubewahren. Auf diese Weise hält sich der Pudding monatelang.

Nach Beendigung des Mahles sang man die englische Nationalhymne „God save the King“, woraus sich die ganze Gesellschaft auf Tod begab, um den herrlichen Sonnenuntergang zu beobachten. Erst als der Mond mit seinem silbernen Glanze die ganze Gegend überzog, begab man sich zur Ruhe. Bald herrschte an Bord tiefe Stille — Alles schlief den Schlaf des Todes, und die Kinder hatten die Köpfechen in den Armen, die sie von ihren indianischen Gästen erhalten hatten — gerade wie heututage der Knabe mit seinen Bleisoldaten, und das Mädchen mit seiner neuen Puppe am heiligen Abend zu Bett geht.

Das war das erste Weihnachtsfest, welches die Pilgerwälder mit ihren Familien in der neuen Welt feierten. Als eine geschichtliche Erinnerung kann ferner ein Weihnachtsfest gelten, das Tausende Deutsche in großer Noth und Bedrängnis in der Wildnis des Urwalds feierten. Peinliche zwei Jahrhunderte sind seitdem verfloßen.

Der Winter von 1708 auf 1709 war einer der härtesten, die Mittel-europa je erlebt. Besonders in der Pfalz und den anstehenden Gebieten, im Rhoen und Speßart und Odenwald herrschte eine gar grimmige Kälte. Es heißt, daß die Quellen versiegten und die Bäume barsten. Aus dem Hunsrück und den Vogesen kamen Wälfelrudelweise in die Rheinebene un-

Weihnachtspuppen-Marsch.

Die Rüsselnader-Compagnie
Marschirt vorüber stolz;
Zhr folgt das Corps der
Musici

Von Gummi Zinn und Holz,
Mit Trommel und Harmonika,
Trompete und Jagott;
Bum bum, kling kläng, trara, trara!
Bringt es das Ständchen flott.

Mit luft'gen Sprüngeu naht das
Corps

Der Hampelmänner fir,
Der große Puppendamem-Fier
Mit tiefem Galatrir;
Die Ehrenwache im Galopp,
Dragoner und Husar:

Bum bum, trara, kling kläng, hopp,
kopp!

Bringt ihre Huld'ganna dar.
Die Arche Noah kommt zum Schluß:
Lamm, Löwe, Maus und Hahn
Aus Chotolade, Juderquaf,
Traugut und Marzipan;
Schneef, Ähre, Wehr und Schaf,
Rast! voller Kugel aus:
Bum bum, kling kläng, trara, trara!
Hoch, Vater Nikolaus!

Julius Lehmeier.

Süße Sorgen.

Was ist das für ein Hin und Her,
Ein Auf und Ab, ein Kreuz
und Quer?

Allüberall ein Himlichsprechen,
Ein Gräßeln und ein Kopfzerbrechen!
Der Vater tragt sich hinterm Ohr:
Was lauf ich für den Thedor?
Die Mutter seufzt mit demgem Wiede:
Was möcht ich nur für Friedeidei?
Die Schweslern fragen sich bekomm-
men,

Was Bruder Heinrich soll bekommen;
Die Nichten jammern allenben:
Was werden wir der Tante spenden?
Und zahllos ruft der Neffen „Waar:
Was bringen wir dem Onkel dar?
Auzum, es acht von Gaus zu Haus
Der Weihnachts-Kocher bedrängungs-
orau.
Edwin Bornmann.